

Heinrich Heine (13. Dezember 1797 - 17. Februar 1856):

„Ich wollt', man schösse mich tot.“

Höchst ungern hat Heinrich Heine in Lüneburg gelebt, und er hat bittere Worte für diese Zeit gefunden. Die Salzstadt hat ihm das übelgenommen und das Heinehaus über Jahrzehnte dem Verfall preisgegeben. Rechtzeitig zum 200. Geburtstag des kritischen Dichters ist es mit Millionenaufwand renoviert worden und dient heute der Pflege von Kunst und Literatur sowie als Standesamt der Stadt Lüneburg.

Heine, 1797 in Düsseldorf geboren und 1856 in Paris gestorben, entstammt einer jüdischen Kaufmannsfamilie. Natürlich soll er auch Kaufmann werden, doch vom Stil der „Krämerseelen“ fühlt er sich angeekelt. Schon früh tritt ihm die Ironie als Schutz- und Trutzmanier zur Seite. Nach dem mißglückten Versuch, in Hamburg mit seinem Onkel Salomon eine Handelsfirma zu betreiben, studiert er ab 1819 in Bonn, Göttingen und Paris. Seine akademische Laufbahn findet ihren Abschluß in der juristischen Promotion. Die jüdische Herkunft ist seiner Karriere hinderlich, denn: „Der Taufzettel ist das Entreebillet zur europäischen Kultur!“ Obwohl Heine 1825 zum Protestantismus übertritt und sich in Heiligenstadt taufen läßt, erfüllen sich seine Wünsche auf einen Lehrstuhl oder eine Beamtenstelle als Jurist nicht. Statt dessen wird er als Dichter mit seinen „Reisebildern“ und dem „Buch der Lieder“ gleichermaßen erfolgreich und unbequem. In diese Zeit fallen seine Lüneburger Besuche.

1821 wohnt er für längere Zeit in der Salzstadt. Lüneburg. Längst von einer blühenden Hansestadt zu einer Beamtenstadt mit Kleinhandel abgestiegen, bezeichnet Heine sein Domizil an der Ilmenau als „Residenz der Langeweile“.

Er schreibt auch Gedichte in Lüneburg, beispielsweise ein melancholisches Frühlingsgedicht, in dem er die ganze Schwermut besingt, die ihn in der Stadt der Backsteingotik befallen hat.

„Mein Herz, mein Herz ist traurig,
Doch lustig leuchtet der Mai.
Ich stehe, gelehnt an der Linde,
Hoch auf der alten Bastei.“

Die Erinnerung endet mit der Strophe:

„Am alten grauen Turme (gemeint ist der Abtwasserturm)
Ein Schilderhäuschen steht;
Ein rotgeröckter Bursche
Dort auf- und niedergeht.
Er spielt mit seiner Flinte,
Die funkelt im Sonnenrot.
Er präsentiert und schultert;
Ich wollte, er schösse mich tot.“

Doch nicht nur Melancholie hat Heine in Lüneburg in Verse gegossen. Er schreibt im Wasserviertel an der Ilmenau - und nicht etwa am Rhein! – auch die berühmte „Loreley“, das Prunkstück deutscher romantischer Poesie. Heimweh nach der Rheinlandschaft mag ihm diese Verse in den Sinn gegeben haben im düsteren, wortkargen Norden. Die Lüneburger Heide hat Heine ohnehin nie leiden können, und er hat ihr kein einziges seiner Reisebilder gewidmet. Trotzdem geht Heine in der Harzreise auf die Heidelandschaft ein – als er eine Begegnung in Northeim mit zwei Schwestern und ihrem Begleiter schildert:

„Dieser Herr war ganz grün gekleidet, trug sogar eine grüne Brille, die auf seine rote Kupfernase einen Schein wie Grünspan warf, und sah aus, wie der König Nebukadnezar in seinen späteren Jahren ausgesehen hat, als er, der Sage nach, gleich einem Tiere des Waldes nichts als Salat aß. Der Grüne wünschte, daß ich ihm ein Hotel in Göttingen empfehlen möchte, und ich riet ihm, dort von dem ersten besten Studenten das Hotel de Brühbach zu erfragen. Die eine Dame war die Frau Gemahlin, eine gar große, weitläufige Dame, ein rotes Quadratmeilengesicht mit Grübchen in den Wangen, die wie Spucknäpfe für Liebesgötter aussahen, ein langfleischig herabhängendes Unterkinn, das eine schlechte Fortsetzung des Gesichtes zu sein schien, und ein hoch aufgestapelter Busen, der mit steifen Spitzen und vielzackig festonierten Krägen, wie mit Türmchen und Bastionen, umbaut war und einer Festung glich, die gewiß ebensowenig wie jene andern Festungen, von denen Philipp von Macedonien spricht, einem mit Gold beladenen Esel widerstehen würde. Die andere Dame, die Frau Schwester, bildete ganz den Gegensatz der eben beschriebenen. Stammte jene von Pharaos fetten Kühen, so stammte diese von den mageren. Das Gesicht – nur ein Mund zwischen den Ohren, die Brust trostlos öde, wie die Lüneburger Heide; die ganze ausgekochte Gestalt glich einem Freitisch für arme Theologen. Beide Damen fragten mich zur gleichen Zeit, ob im Hotel de Brühbach auch ordentliche Leute logierten. Ich bejahte es mit gutem Gewissen, und als das holde Kleeblatt abfuhr, grüßte ich nochmals zum Fenster hinaus. Der Sonnenwirt lächelte gar schlau und mochte wohl wissen, daß der Karzer von den Studenten in Göttingen Hotel de Brühbach genannt wird.“

Das juristische Studium hat Heine stets zu Ausflügen in andere Fakultäten genutzt. In Berlin genießt er die blühende Kultur, läßt sich von Hegel beflügeln und in den literarischen Salon der Rahel Varnhagen einführen. Dabei ist Berlin damals längst nicht, was es heute ist, eher eine Kleinstadt, durchweht von der Stickluft reaktionären Geistes, gesellschaftlich beherrscht von den steifen Umgangsformen des preußischen Beamtentum, in seinen wissenschaftlichen Institutionen eher bescheidenes Mittelmaß und dennoch von einem geistigen Leben durchflutet, das die führenden Köpfe in seinen Bann zieht: Nicht nur Hegel wirkt hier, der große Theologe Schleiermacher proklamiert ein neues, überkonfessionelles Religionsverständnis, das neue Schauspielhaus ist soeben eröffnet, und Carl Maria von Webers Oper „Der Freischütz“ wird dort wieder und wieder aufgeführt. Heine gerät über diesen kulturellen Impulsen ins Schwärmen. „Das Buch, das große Buch, darinnen aufgeschrieben der Römer langes Recht“ legt er immer wieder beiseite, und der „ungezogene Liebling der Grazien“ – Originalton Rahel Varnhagen – greift zur Dichtfeder. 1823 erscheint ein Bändchen mit 58 Heine-Gedichten. Nach dem „Kunst- und Wissenschaftsblatt“ in Berlin vom 7. Juni 1822 „hat noch nie ein Dichter seine ganze Subjektivität, seine Individualität, sein inneres Leben, mit solcher Keckheit und solcher überraschenden Rücksichtslosigkeit dargestellt. Da die streng objektive Darstellung dieser

ungewöhnlichen, grandiosen Subjektivität ganz das Gepräge der Wahrheit trägt, und da die Wahrheit eine wundersam allbesiegende Kraft besitzt, so haben wir wieder einen Grund mehr gefunden, weshalb Heines Gedichte bei den Lesern einen so unwiderstehlichen Reiz ausüben“.

Merkwürdigerweise wendet sich Heine während seines Berlin-Aufenthaltes verstärkt der jüdischen Tradition zu, tritt dem „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden“ bei und übernimmt den Unterricht in der Geschichte an einer Berliner Schule für Judenknaben. In der Familie geht es in dieser Zeit wirtschaftlich bergab, die Familie siedelt von Düsseldorf zunächst nach Oldesloe und von dort im Frühjahr 1822 nach Lüneburg um. Im Mai 1823 trifft Heinrich dort ein, um sich auf sein juristisches Doktorexamen vorzubereiten. Obwohl er in einem Brief an seine Berliner Freunde versichert, er stehe „bis am Hals im Moraste römischer Gesetze“, schreibt er doch wieder Gedichte, in denen er Anregungen aus einem mehrwöchigen Badeurlaub in Cuxhaven in Verse gießt: „Wir saßen am Fischerhause“, „Du schönes Fischermädchen“, „Der Mond ist aufgegangen“ (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Gedicht von Matthias Claudius!), „Auf den Wolken ruht der Mond“ und andere. Als dieser Stoff verarbeitet ist, beflügelt Heine die Lüneburger Langeweile unter anderem zu der bitteren Romanze „Donna Clara“. Heine trägt sich in dieser Zeit auch mit dem Gedanken, eine Tragödie zu schreiben.

Die bittere Romanze „Donna Clara“ schildert eine gleichermaßen hübsche wie temperamentvolle Prominententochter, die auf einem Sommerfest einem jungen Mann begegnet und sich in ihn verliebt. Beim Süßholzraspeln streut sie immer wieder abfällige Bemerkungen über die verhaßten Juden ein – und merkt gar nicht, daß ihr Angebeteter Jude ist. Die beiden knuddeln sich im Gartenhäuschen, und nach dem Abenteuer fragt Donna Clara ihren Liebsten nach dem Namen. Die Antwort: „Ich, Sennora, Eu'r Geliebter, bin der Sohn des vielgelobten, großen Schriftgelehrten Rabbi Israel von Saragossa.“ Heine schildert sich selbst in einer Art von Selbstmitleid.

1823 macht sich der dichtende Jurist erneut nach Göttingen auf, und am 20. Juli 1825 wird er feierlich promoviert. Er kann nicht nur gearbeitet haben dort, denn in dieser Zeit beginnt er seinen Roman „Der Rabbi von Bacharach“ und unternimmt seine Harzreise, eine Fußwanderung durch Thüringen und den Harz.

Das Doktordiplom in der Tasche, gastiert Heine nach einem poetisch fruchtbaren Erholungsurlaub auf Norderney abermals für zwei Monate, nämlich im September und Oktober 1825, erneut in Lüneburg. Anschließend versucht er sich als niedergelassener Doktor beider Rechte in Hamburg – erfolglos. Statt dessen hat er mit seinen Reisebildern „Harzreise“ und „Nordsee“ unerwartete literarische Erfolge. Es folgen das „Buch Le Grand“, die „Berliner Briefe“ und das Memoire über Polen. Mitte Oktober überrascht Heine die literarische Welt mit dem „Buch der Lieder“, das später in vielen Auflagen erscheint. Heine hat von diesem wirtschaftlichen Erfolg des Hamburger Verlegers Campe nichts, hat die Rechte sozusagen gegen ein Trinkgeld abgegeben. Dabei enthält die Sammlung kein einziges Lied, das nicht schon früher erschienen gewesen wäre.

Heine steht jetzt am Scheidewege zwischen Poesie und Politik. Er ist bekannt, sein Wort hat Gewicht. Die ätzende Ironie, mit der er in seinen Gedichten einer

verlogenen Gesellschaft ihre christlich-fromme Maske vom greisenhaft vergilbten Gesicht zieht und ihr den Spiegel eigener Nichtswürdigkeit vors Gesicht hält, hat den Dichter zu einer Art Volkstribun werden lassen. Dem dichterischen Lorbeerreis zieht er nun die scharfgeschliffene Feder des publizistischen Freiheitskämpfers vor.

Das Echo bleibt nicht aus: Die Staaten des Deutschen Bundes machen Front gegen ihn. Seine „Reisebilder“ werden zunächst von Hannover, dann auch von Preußen, Österreich, Mecklenburg und vielen weiteren kleinen Staaten verboten. „Die Regierungen hätten das Buch gar nicht zu verbieten brauchen, es wäre doch gelesen worden“, meint gehässig Heine-Freund Moser. Heine geistert jetzt durch die Lande, ist bald in München, bald in Hamburg, bald in Berlin anzutreffen, arbeitet nun am dritten, nicht weniger ätzenden Band seiner „Reisebilder“ und schildert darin „die Reise von München nach Genua“ und die „Bäder von Lucca“. Im März 1830 logiert Heine in Wandsbek, von Juni bis August ist er auf Helgoland. Dort überrascht den Dichter die Pariser Juli-Revolution, und am liebsten wäre er, der „schon in der Ferne die Trompete des jüngsten Gerichtes zu vernehmen glaubte“, sofort nach Paris geeilt.

Doch zunächst steht er seinem Onkel Salomon während eines Judenkrawalles in Hamburg bei. Trotz aller Sympathien, deren sich der jüdische Millionär erfreuen kann, entgeht er nur knapp einem Steinregen auf seine Villa am Jungfernstieg. Heine träumt daraufhin von einem „Neuen Frühling“ und veröffentlicht die Gedichte dieser Vision in der zweiten Auflage von Band zwei der Reisebilder. Am 3. Mai 1831 kommt er in Paris an. „Ich hatte die Wahl zwischen gänzlichem Waffendarniederlegen oder lebenslänglichem Kampfe, und ich wählte diesen und wahrlich nicht mit Leichtsinn. Daß ich aber erst die Waffen ergriff, dazu war ich gezwungen durch fremden Hohn – in meiner Wiege schon lag meine Marschroute für das ganze Leben.“

In Paris wird Heine zum bedeutendsten Vermittler zwischen deutschem und französischem Geistesleben, gibt dort seine „Reisebilder“ bruchstückhaft in Übersetzungen heraus, schreibt dort „Beiträge zur neuen schönen Litteratur in Deutschland“ sowie Beiträge zur Geschichte und Philosophie. Inzwischen hat sich Heine dem Bund „Das junge Deutschland“ angeschlossen und ist dessen gewichtigster Sprecher geworden. Der Deutsche Bundestag verbietet am 10. Dezember 1835 die Schriften dieser Köpfe, und zwar nicht nur alle bisher erschienenen, sondern auch alle künftigen Werke. Wenn auch die Preußische Zensur schon bald einen Rückzieher macht, leidet Heine stärker als seine Kollegen unter der verschärften Zensur.

Ein Streit mit seinem früheren Mitstreiter Ludwig Börne kostet Heine in Deutschland die Sympathie der meisten seiner bisherigen Freunde und Verehrer. Die gesamte deutsche Presse, deren Herz über lange Jahre für Heine geschlagen hat, läßt ihn jetzt fallen wie eine heiße Kartoffel. Heine zieht sich ins Privatleben zurück – und heiratet Mathilde Crescente Mirat im August 1841. Diese Frau wird ihn bis in die schwerste Leidenszeit hin begleiten. Doch davon später.

Nach jahrelangem Aufenthalt in Paris reist Heine im Herbst 1843 und im Sommer 1844 nach Deutschland. In dieser Zeit erscheint die wohl bitterste Satire, die Literaturgeschichte gemacht hat: „Deutschland – ein Wintermärchen“. Doch diese

Dichtung läßt sich nicht in Bares ummünzen, Heine, nie sparsamen oder bescheidenen Lebenswandel gewöhnt, gerät in wirtschaftliche Schwierigkeiten, zumal sein Onkel Salomon, der im bislang Jahr für Jahr 4800 Frank in Raten gegeben hat, plötzlich stirbt. In der Zeit von 1837 bis 1844 hatte er zudem eine Ehrenpension der französischen Regierung in gleicher Höhe. 1845 bekommt Heine einen Nervenschlag – was immer das ist –, von dem er sich nicht wieder erholen soll. Dieses Leiden steigert sich bis zum Jahr 1848. Nach einem letzten Ausgang begibt sich der Dichter in die „Matratzengruft“, die er weitere acht Jahre erdulden muß, bis zum letzten Atemzug in geistiger Klarheit und Frische.

Aus dieser Zeit stammen weitere Werke, an die nur der Vollständigkeit halber und nicht um ihres Wertes willen erinnert sei. „Faust, ein Tanzpoem“, „Götter im Exil“, „Romancero“ und die beiden Bände „Lutetia“. Erwähnt sei auch die Freundschaft zu Richard Wagner. Heine inspirierte ihn wohl zu den Opern „Der Fliegende Holländer“ und „Tannhäuser“. Sozusagen auf dem Sterbelager verliebt sich der Dichter erneut – in „Mouche“, eine schöne junge Frau namens Elise Krienitz. Sie wird zum Engel an seinem Schmerzenslager. Nach langem Siechtum stirbt Heine 1858 in Paris.

Seit 1844 verbindet ihn eine Freundschaft mit Karl Marx – eine merkwürdige Freundschaft. Heine hat sich von den utopisch-sozialistischen Gedanken der 30er Jahre in seinen Dichtungen leiten lassen. Der Dichter richtet sein Engagement sowohl gegen den Feudalabsolutismus als auch gegen die kapitalistischen Verhältnisse der beginnenden industriellen Revolution, die er ja im eigenen Elternhaus kennengelernt hat. Er proklamiert das „Ende der Kunstperiode“ seiner Zeit und will eine neue, wirklichkeitsverbundene Ästhetik schaffen, in der die Kunst eine politische Rolle spielt. In den 40er Jahren erlebt er die Klassenkämpfe in Deutschland und Frankreich, hängt in dieser Zeit einem revolutionären Weltbild an. Religion entlarvt er als bürgerliches Karriereinstrument, Gott ist für ihn allenfalls eine lyrische Gestalt, weiter nichts. Hatte sich Heine schon in seinen frühen Gedichten als revolutionärer Romantiker erwiesen, dessen Ironie unerbittlich den Glauben an eine nicht vorhandene Harmonie zerstört, so kontretisiert er dieses Engagement in seinen Reisebildern, einem von ihm ganz neu geprägten literarischen Genre. In er sehr persönlich gehaltenen Prosa irritiert er immer wieder die Zensur, und zwar insbesondere durch die Ironisierung der spießbürgerlichen Naturschwärmerei. Satirisch überspitzt stellt er den lebensfremden Universitätsbetrieb dar, in seinen „englischen Fragmenten“ beweist er die Einsicht in die Mechanismen der Industriegesellschaft, kritisiert die Ausbeutung der Massen.

In seiner „Reise von München nach Genua“ bezeichnet sich Heine ausdrücklich als einen „braven Soldaten im Befreiungskriege der Menschheit“. Allergrößtes Aufsehen erregt seine Reisebild „Die Bäder von Lucca“, in dem er mit dem Katholizismus als Stütze des Establishments abrechnet. Seine Dichterkollegen pfeift er mit dem Werk „Die Romantische Schule“ 1836 zur Ordnung und warnt sie vor der Rückkehr in eine apolitische Traumwelt. Politik und Kunst, so fordert Heine, dürfen nicht getrennt werden. In dem Werk „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ 1835 hat er eine theoretische Analogie der Philosophie zur Praxis der französischen Revolution und zur bevorstehenden deutschen Revolution dargestellt. Friedrich Engels sagt später: „Was aber weder

die Regierung noch die Liberalen sahen, das sah bereits 1833 wenigstens ein Mann, und der hieß allerdings Heinrich Heine.“

In den 40er Jahren wendet sich Heine nun endgültig dem Marxismus zu, wie seine Gedichte „Lebensfahrt“ und „Die schlesischen Weber“ zeigen. In „Deutschland – ein Wintermärchen“ nimmt er die Philisterhaftigkeit der deutschen Bürger, das Preußentum in seinen eckigen Erscheinungsformen und die deutsche Kleinstaaterei unter die Lupe. In den „Wanderratten“ schildert Heine das Proletariat als einen Strom hungriger Ratten, deren Vormarsch durch nichts aufzuhalten ist.

Wunderschöne Lyrik auf der einen, beißender Spott aus der anderen Seite: Heine ist ein zerrissener Dichter. Gegen Ende seines Lebens sagt er von sich: „Ich weiß wirklich nicht, ob ich es verdiene, daß man mir einst mit einem Lorbeerkrantz den Sarg verziere. Die Poesie, wie sehr ich sie auch liebt, war immer nur ein heiliges Spielzeug oder geweihtes Mittel für himmlische Zwecke... Aber ein Schwert sollt ihr mir auf den Sarg legen, denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskrieg der Menschheit!“

Sein Ruhm ist unvergessen: In bezaubernd leichten Versen mit volksliedhafter Schlichtheit hat er eine Lyrik geschaffen, die innig und spöttisch zugleich ist, auf allen Saiten der Gefühle spielt, die Stimmungen miteinander verwebt, Träume zeichnet. Ist es ein Wunder, daß Komponisten der Romantik – Schubert, Schumann und Mendelssohn – diese Kostbarkeiten immer wieder meisterlich musikalisch umgesetzt haben?!

Heine steht dem „Jungen Deutschland“ nahe, einer literarischen Bewegung, die eigentlich Klassik und Romantik als rückständig ablehnt, vielmehr von der Literatur Flagge erwartet und Antworten erwartet auf die politischen und sozialen Fragen der Gegenwart. Da ist es kein Wunder, daß die Regierungen in Preußen und Österreich die Schriften des „Jungen Deutschlands“ verbieten. Doch die Mächtigen dieser Welt haben den Siegeszug dieses Dichters nicht verhindern können, der seine Heimat liebte, auch wenn sie ihn nicht zurückgeliebt hat.